



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wien, Alfred: Gustaf af Geijerstam

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gustaf af Geijerstam

Von Alfred Wien=Charlottenburg



ellaufl leuchtet am Himmel der Dichtung Skandinaviens das glanzvolle Siebengestirn: die vier großen Norweger — Ibsen, Björnson, Kielland und Jonas Lie — und die drei großen Schweden — Strindberg, Selma Lagerlöf und Gustaf af Geijerstam. Nicht alle sind Sterne erster Größe. Ibsen und Björnson, die ungekrönten Könige des Nordens, deren rauschendem Skaldensang eine Welt lauschte, überstrahlten die anderen. Aber auch von diesen hat ein jeder seine eigene volltönige Melodie.

Das Lied Geijerstams tönt wohl vor allen als die sanfteste Weise in leise und ruhig fortschreitenden Akkorden, nicht als gewaltige Sinfonie, deren titanische Kraft den Himmel stürmt, sondern als ein getragenes Adagio, das ernst in den stillen Herbstabend verklingt. Geijerstam liebt den Herbst; wie oft hat er ihn in leisen und feinen Tönen hingemalt. Herbststimmung! — Sie ist für den Charakter seiner Dichtungen genau so typisch wie etwa für Ibsen die winterkühle Gedankenwelt, über der gleichsam der kalte, freilich auch klare Firmenschein der höchsten Gletscher, der obersten Gipfel liegt, oder wie für Björnson die sonnige Geistesheimat, die sich wie eine weite, hellfrohe Landschaft breitet — eine schmetternde Fanfare des Sommers. Bei Geijerstam herrscht überall gebrochenes Licht. Gewiß fehlt es auch nicht an satten, üppigen Farben; doch sie erscheinen seltsam gedämpft wie hinter verschleiernenden Nebeln. Traumstille, in der das Vergangene sich mit dem Zukünftigen verwebt, in der sich Erinnerung und Ahnung berühren, ist das Element seiner Schöpfung. Diese Kunst erscheint fast weiblich weich.

Das ist dem Dichter oft zum Vorwurf gemacht; Strindberg spricht in seinen „Schwarzen Fahnen“ gehässig und ohne Verständnis geradezu von „femininem Ästhetizismus.“ Feminin? — Weil er unendlich empfänglicher ist als die meisten, schon vom leisesten Anschlag des Lebens schmerzhaft berührt wird? Denn das ist außer Zweifel: ein Leben und Leid steht hinter dieser Dichtung. Da von kleinsten Gefühlsdifferenzen zu reden, die zu etwas Großem und Entscheidendem aufgebauscht werden, um daraus „Literatur“ zu machen, grenzt an Frivolität. Mit Recht erwidert Friedrich Düssel in seiner Vorrede zu der trefflichen Gesamtausgabe (Berlin, C. Fischer. 5 Bände. 12 M.), daß die Künstlerseele, soll sie die ganze Skala der Empfindungen umspannen, etwas von jener Zweigeschlechtigkeit haben muß, aus der allein die Harmonie einer höheren Menschlichkeit hervorgeht. Wenn für einen Leben und Lehre eines bedeuteten, so war es Geijerstam. Wie sagt doch Björnson? „Nicht plumpe Eisenkessel werden ausgewählt, um Heilmittel zu tragen. . . Die Menschenliebe, die geht umher und besüßelt die Hände, ob die Haut zart genug ist. Und denen, die eine solche Haut haben, werden die Initiativen anvertraut.“ Die Menschenliebe — als *Gras* und *Caritas* — sie ist verkörpert in Geijerstams Wesen und in seinen Schöpfungen.

Das gilt jedenfalls von den wertvollsten seiner Romane. Selbst, oder vielmehr gerade da besteht es zu Recht, wo die Konflikte leidvoll enden. Und zumeist enden sie leidvoll. Überall ist es ein Zusammensinken der Seelen in jubelnder, schrankenlos verschwenderischer Hingabe und ein qualvolles, langsam und unerbittlich sich voneinander Losreißen. Aber hier erst feiert die Liebe ihren wahren Triumph — die

große Liebe, die nicht stirbt, sondern — tötet. Gertrud in den „Alten Briefen“ kann nicht weiter leben, nachdem sie bei dem Gatten ein Erkalten der Gefühle verspürt hat. Sie ist ihm im Wege, hindert ihn gleich einer Fessel an der großen und freien Entfaltung der in ihm ruhenden Möglichkeiten. Daran muß sie sterben. Aber sein verblendeter Haß gegen dieses kleine „Weibmädchen“, von dem er sich unverständlich glaubte, dauert fort über das Grab hinaus. Ja, seitdem der Tod zwischen den beiden die unübersteigliche Schranke aufgerichtet hat, die es zur Unmöglichkeit macht, all der Bitterkeit Ausfluß zu schaffen, nimmt der Haß zu an Kraft, wird er unerträglich. Er wächst sich aus ins Widernatürliche, Sinnlose, Unmenschliche, das gewöhnliche Leidenschaften nicht besitzen; er wird zur Manie, zur fortgesetzten gedanklichen Mißhandlung der armen Toten, die doch keine Schuld daran trug, daß es ihr nicht gegeben war, Glück zu spenden: Warum mußte sie gehen, gerade damals, in der Stunde, da sie ihr Kind erwartete, warum mußte sie gehen — mit einem Schein des Rechts, und den nagenden Vorwurf in ihm zurücklassen?! — Die Liebe siegt. Die „Alten Briefe“ bringen sie zurück. Die durchstöbert er lange nachher. Da findet er's — in einem noch uneröffneten Schreiben, das die Verstorbene kurz vor ihrem Hinscheiden an ihn gerichtet: Sie weiß, daß sie sterben wird, und ist dessen froh; denn: „Ich habe Dir doch etwas Gutes getan, indem ich Dich beizeiten allein ließ; ich fühlte so innig für Dich, ich wußte und begriff, daß Du zu den Menschen gehörst, die das leiseste Band drückt, und für die die Einsamkeit Glück ist . . .“ Bei diesem Gruß aus dem Jenseits schwindet plötzlich der Haß des einsamen Mannes. Da innen hat sich etwas gelöst und ist hingeschmolzen, und ein Neues entsteht, vielfältig, wechselnd und strahlend. Ja, ihm ist, als ob jeder Tag ihm etwas Ungeahntes schenkte; er fühlt, wie sein Weib ihm näher kommt, so nahe, wie nie zuvor. Und der Mann, der niemals beten konnte, verwandelt nun sein Leben in eine einzige Dankagung, in eine Bitte um Vergebung!

In allen Dichtungen Geijerstams sind die Konflikte in der Art ihrer Entstehung und Lösung einander verwandt; geradezu überraschend tritt die Ähnlichkeit mit den „Alten Briefen“, einer der ersten Novellen, in einem der letzten Werke, den „Brüderm Mörk“, zutage. Auf dem Major lastet der Zwist mit dem Bruder. Er kommt nicht darüber hinweg; das Leid preßt seine Seele zusammen, so daß jedes warme Empfinden in ihr gefriert, auch die Liebe zur Gattin. Er weiß, sie bedarf gerade jetzt, wo sie ihrer schweren Stunde entgegenharrt, seiner Fürsorge. Nur eine Hilfe gibt es für sie, für den inneren Brand, der sie verzehrt, und diese Hilfe muß von ihrem Manne kommen. Sie hat das Recht, an ihn Forderungen zu stellen. Aber es ist ihm nicht möglich, durch den Haß hindurch, der ihm die ganze Welt verdunkelt, zu ihr heimzufinden, sie und sich selbst zu erlösen und das Leben neu zu beginnen. So geht denn Britte zugrunde: sie verfällt in Wahnsinn, nachdem das Kind bei der Geburt gestorben. Zu spät erkennt der Major, daß der Bruderzwist ihm mehr geraubt hat als nur den Bruder: zwischen ihrem Haß haben die Brüder Brites Seele zermalmt. „Und in diesem Augenblick brannte sein ganzes Innere, verkohlte und ward zu Staub. Leise sank die heiße Asche und begrub unter ihrem niederfallenden Staub, was er an Teuerstem besessen — Weib, Glück, Kind . . . Und noch viel mehr begriff der Major.“

Überall steht im Kernpunkt der Konflikte letzten Endes der Geschlechtshatz, der Mann und Weib nicht allein voneinander entfernt, sondern sie gegenseitig aufpeitscht, daß sie einander verwunden, schlimmer denn die wilden Tiere des Waldes. Wie aber geht es zu, daß sich Liebe in Haß wandelt? Die Antwort darauf fällt nicht leicht, denn die Kette der Ursachen ist verwickelt und schwer zu entwirren. Das Verhältnis zwischen zwei Menschen in der Ehe ist nach Geijerstams Auffassung etwas unendlich Zartes und Empfindliches. Die Fäden, die sie vereinen, sind nahezu unmerkbar; aber noch unmerkbarer wirken die Kräfte, die an diesen Fäden zehren und sie mürbe machen, bis sie zerreißen. Fast immer sind es ja Zufälligkeiten, die Menschen das Leben kosten. Dazu kommt, daß der Mensch in dem Leid, das ihn packt, nach allerhand Heilmitteln sucht, das Unglück zu verhüten, wobei sich dann oft das von ihm in der Angst seines Herzens gewählte Mittel nachträglich als Gift erweist. Die Verzweiflung hat ihn der Gefahr gegenüber blind gemacht — so schmerzhaft war die Sehnsucht nach Glück.

Geschildert wird diese Auffassung des Dichters in den „Gefährlichen Mächten“. Da haben wir vor uns das Bild einer Ehe, die an nichts als an Zufälligkeiten scheitert. Die Gemütskrankheit seiner Frau nötigte den Rechtsanwalt Oskar Steinert, sie in einem Sanatorium unterzubringen. Er folgte dabei, selbst widerstrebend, nur dem dringenden Rat des Arztes, der eine Genesung der Kranken im eigenen Heim als schwer möglich erklärte. Und Ellen kehrt auch in der Tat genesen zurück. Aber sie ist eine andere geworden. Ein heimliches Mißtrauen gegen den Gatten hat sich in ihre Seele eingeschlichen: er wollte sie nur um einer anderen willen los sein. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint ihr die Entfernung aus dem Hause als Deckmantel für den vermeintlichen Treubruch des Gatten. An Stelle des Weichen und Zärtlichen sind Kälte und Bitterkeit getreten. So sehr sich der Rechtsanwalt dagegen sträubt, so sehr er in seinem selbstgeschaffenen Glückstraum befangen ist, alles werde noch einmal wieder so gut und freundlich sich gestalten wie einst — er muß erkennen, daß etwas in ihrem gegenseitigen Verhältnis zerbrochen ist. Sein Weib, nach dem er sich Tag für Tag sehnt, ist bei ihm, und doch ist sie weit weg: Was einst war, kommt nicht wieder. — Die Sehnsucht nach dem Vergangenen ist so mächtig in ihm, daß sie seine Kampflust erregt, das Verlorene wieder zu erobern. Sonst hat das Leben für ihn keinen Zweck mehr. Er greift dabei zu dem allerunglücklichsten und gefährlichsten Mittel, indem er Ellen Gelegenheit gibt, sich gesellschaftlich zu zerstreuen. Dadurch aber werden die beiden einander gerade nur immer ferner gerückt; es fehlt fortan jede Gelegenheit zur Beichte, die vielleicht noch alles retten könnte. Als es dann endlich zu einer Aussprache kommt, ist es zu spät. Der in einem langen Schweigen unaufhörlich genährte Haß hat alles Liebevollen in ihnen überwuchert und erstickt; in unheilbar verlegenden Zorn ausbrechend, macht er sich gewaltfam Luft. Ein weiteres Zusammenleben ist undenkbar.

Das Schweigen der Seele — wie tiefgründig erfaßt hat der Dichter dieses psychologische Problem, dieses Schweigen, das wie ein schleichendes Gift langsam, aber um so sicherer den innigsten Freundesbund, die glücklichste Ehe zerrüttet und vernichtet! Sieht es nicht aus, als ob diese Menschen verbluten wollen? Sie wissen, ein Wort könnte erlösen, und sie sprechen es nicht. Die Raserei, mit der sie einander zerfleischen, ist im Grunde nichts weiter als der Rausch der Selbstvernichtung. So

ist es auch in der „Komödie der Ehe“. Die beiden Gatten sind geradezu wie füreinander geschaffen. Robert Flobin, ehemals ein einsamer, zerrissener Mann, der nie mit seinem Ich zurecht kommen konnte, dem das Leben lange erschreckend und böse erschien, erfährt an der Seite des geliebten Weibes alles Glück, dessen ein Mensch überhaupt teilhaftig werden kann. Anna bedeutet für ihn die Ergänzung seines Wesens. Sie ihrerseits ist ganz Verehrung und Dankbarkeit gegen den Gatten. Von diesem Heim, das die Liebe mit Licht und Wärme erfüllt, geht ein Strom der Harmonie aus, dem niemand nahen kann, ohne selbst den Einfluß seines Segens zu verspüren. Und dann bricht dieses anscheinend so gefestigte Glück plötzlich zusammen . . . Was ist geschehen? — Ja, nichts Faßbares, aber — das Schweigen der Seele. Ein geringfügiges, durchaus unschuldiges Geheimnis ist zwischen die beiden getreten. Aber daß ein solches überhaupt aufkommen konnte — zwischen ihnen, die einander bis auf den Grund der Seelen, wie in ein tiefes und klares Wasser, sahen — schon diese geringfügige Ursache gibt ihrer Liebe den Tod. Sie war zu groß, ein Idol, die Wirklichkeit mußte es stürzen. Nur ein Wort des Hasses, des Nichtverstehenwollens war gefallen, dem die Veröhnung unmittelbar folgte. Aber daß es gesprochen ward —, der Anstoß genügt, und die Waage fällt. Die Wege trennen sich.

Wesentlich anders begründet der Dichter den tragischen Ausgang im „Buch vom Brüderchen“. Auch hier tritt eine gewaltsame Trennung ein, ein unerbittliches Von-einander-gerissen-Werden. Aber nicht Zufälligkeiten geben den Anstoß, er liegt nicht als eine Schuld in der Psyche der Handelnden — ein Unabwendbares steht dahinter, das Schicksal selbst schwebt zu ihren Häupten, dunkel, mit feierlich-ernstem Flügelschlag: es trägt die Züge des Todes. Aber gerade die Majestät seiner Nähe strahlt einen Schimmer vom Paradiese aus. Keint Menschlich-Unzulängliches erheischt Mitleid und Furcht, alles ist in eine höhere Sphäre gerückt, die die Trauer seltsam verflärt. Wir stehen hier vor der Liebe Mysterium. Das ist ihr tiefes Geheimnis, daß sie niemals stille steht. Sie muß entweder wachsen oder abnehmen. Und nicht nur im letzten Falle verursacht sie Leiden: „der gewaltigste Gros ist der, der Leiden bringt, weil er immer stärker wird“. Und die große Liebe wird stärker im Tode; sie wächst ins Ungeheure, nimmt etwas Neues an, das ins Jenseits hinüberweist. Hier bedeutet die Trennung nicht mehr Unglück, nein Glück. Denn nicht der Verlust ist Unglück, sondern die Entweihung.

Und ein letztes Kapitel von der Liebe, aber nicht vom Gros, der das Band knüpft zwischen Mann und Weib, sondern von der Liebe eines Kindes zu seinem Vater, schreibt Geijerstam in „Frauenmacht“. Die Gestalt Gretchens, die ihrem Vater nicht nur Kind, nein, auch Weib sein, ihn durch die Kraft ihrer reichen und unerschöpflichen Liebe all den Kummer, den furchtbaren Schmerz vergessen machen will, den einst die Mutter über ihn gebracht, gehört zu dem Partesten und Reinsten, was Geijerstam je gelang. Ihr Leben ist eine Hingabe, ein einziges Opfer, ein Freudespender bis in den Tod. So müßte denn recht eigentlich sie, das kleine Mädchen, die Frühvollendete den Reigen der Liebenden führen.

Was heißt, zu lieben wagen?
Sterben zu können ist's.

